Bauwelt Fundamente 135

Herausgegeben von
Ulrich Conrads und Peter Neitzke

Beirat:
Gerd Albers
Hildegard Barz-Malfatti
Elisabeth Blum
Werner Durth
Eduard Führ
Werner Sewing
Thomas Sieverts
Jörn Walter

Florian Rötzer

Vom Wildwerden der Städte

Bauverlag
Gütersloh · Berlin

Birkhäuser – Verlag für Architektur
Basel · Boston · Berlin

Umschlagvorderseite: Stadtmodell, Originalmaßstab, als Nahkampftrainingsstation.
Quelle: The U. S. Army Corps of Engineers. Dank an Bernard W. Tate

Umschlagrückseite: Dubai Marina: The Palm Jumeirah.
Quelle: http://www.remaxunlimiteddubai.com/dynamic/content/589/palmjumeirah_location_1_.jpg/

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, des Vortrags, der Entnahme von Abbildungen und Tabellen, der Funksendung, der Mikroverfilmung oder der Vervielfältigung auf anderen Wegen und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Eine Vervielfältigung dieses Werkes oder von Teilen dieses Werkes ist auch im Einzelfall nur in den Grenzen der gesetzlichen Bestimmungen des Urheberrechtsgesetzes in der jeweils geltenden Fassung zulässig. Sie ist grundsätzlich vergütungspflichtig. Zuwiderhandlungen unterliegen den Strafbestimmungen des Urheberrechts.

Der Vertrieb über den Buchhandel erfolgt ausschließlich über den Birkhäuser Verlag.

© 2006 Birkhäuser – Verlag für Architektur, Postfach 133, CH-4010 Basel, Schweiz
und
Bauverlag BV GmbH, Gütersloh, Berlin

bauverlag

Eine Kooperation im Rahmen der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media

Gedruckt auf säurefreiem Papier, hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff. TCF∞

Printed in Germany
ISBN-10: 3-7643-7462-4
ISBN-13: 978-3-7643-7462-4

9 8 7 6 5 4 3 2 1 http://www.birkhauser.ch

Inhalt

Vorab 6
Rückblick aus der urbanisierten Welt 7
Die Stadt als Risiko 9
Eine Kurzgeschichte der Stadt im Krieg 21
Mit dem Luftkrieg wurden Städte zur Falle 22
Die Stadt als Schauplatz asymmetrischer Konflikte 24
Störendes Rauschen: die Stadt aus militärischer Perspektive 26
Ferngesteuerte Terroranschläge: der neue Luftkrieg gegen die Städte? 35
Vernetzte Stadt 39
Netzwerke, Architektur und Lebenswelt 44
Abgewirtschaftete Stadtutopien 53
Neue Urbanität: Freizeitstädte 56
Orientalische Märchen im Sand 66
Gemeinschaften 75
Die Stadt und die Mauer 78
Temporäre urbane Hochsicherheitszonen 80
Die überwachte Stadt 85
U-Cities 102
Die technische Falle 106
Vom *failed state* zu *failed cities* 110
Die neuen Mauern: *gated cities*, *gated nations* 129
Virtuelle Nationen, wilde Städte und urbane Gangs 138

Vorab

Bücher können schwere Geburten sein. Das war auch in diesem Fall so, weil ich versucht habe, im Unterschied zu meinen Exkursen vor zehn Jahren (*Die Telepolis: Urbanität im digitalen Zeitalter*), als der Kalte Krieg hinter uns lag, der „lange Boom“ begann und das Internet seinen Siegeszug antrat, vom insgesamt optimistischen Grundton abzugehen. Der 11. September war sicherlich das Ereignis, mit dem sich endgültig eine neue Zeit auf schreckliche Weise einläutete. Sie zwingt, auch gegen den eigenen Willen, einen anderen, vorerst düsteren Blick auf die Welt zu werfen. Auf dem Hintergrund meiner journalistischen Arbeit, die mich täglich mit den politischen, militärischen und technologischen Realitäten und Konzepten konfrontiert, entstand dieses Buch. Ohne Elisabeth Blum und Peter Neitzke, die mich zunächst aufforderten, einige Aufsätze zu einem Buch über die Stadt zu versammeln, wäre es gar nicht zustande gekommen. Damit war ich gefangen und es entstand in aller gebotenen Eile daraus ein durchaus anderes, für mich abenteuerliches Projekt, viele, meist nicht verbundene Entwicklungen zusammenzuführen. Mehr als ein Essay im buchstäblichen Sinne kann das nicht sein. Peter Neitzke hat mir wichtige Anregungen gegeben. Danken möchte ich auch meinen Mitarbeitern bei *Telepolis* – Michaela Simon, Thomas Pany, Wolf-Dieter Roth, Michael Schuberthan, Joachim Schlesener – für manche Unaufmerksamkeit und Abwesenheit während der Zeit des Schreibens. Mit mir aushalten mußten in besonderer Weise auch meine Frau, Sara Rogenhofer, und mein Sohn Laurin. Auch ihnen möchte ich für die Geduld danken.

Rückblick aus der urbanisierten Welt

Seit der Entstehung der ersten Städte in der „städtischen Revolution“ im Vorderen Orient, die etwa ab 7000 v. Chr. einsetzte und zu einer explosiven Ausbreitung der Stadtkultur führte, waren diese durch Mauern und Gräben geschützt und vom umgebenden Land als System abgegrenzt. Schon die Menschen, die zuvor in Dörfern lebten, hatten diese oft mit Zäunen oder Wällen umgeben, um sich und die Tiere vor Feinden, Räubern oder wilden Tieren zu schützen. Eine der ältesten Städte mit einer Mauer ist wohl Çatal Hüyük im heutigen Anatolien. Die Stadtmauer von Jericho mit einer Höhe von sechs Metern (!) wird auf etwa 6000 v. Chr. datiert. Als zentrale, auf räumliche Nähe und Akkumulation zur Erhöhung der Geschwindigkeit basierende Prozessoren der Kultur konzentrierten sich in den Städten schnell Macht, Wissen, Reichtum und Innovation in jeder Hinsicht, weil sie als Katalysatoren der Veränderung fungierten und sich vom Land und seinen Traditionen distanzierten. Städte waren in der Geschichte der Menschen eine wahrhaft einschneidende Erfahrung. Mit ihnen wuchs aus den verstreuten Gemeinschaften ein neuer Superorganismus, der mit einem Kopf vergleichbar ist und in seinem umgebenden Land wie in einem Leib steckt, den er zur Sicherstellung seiner Ressourcen benötigt, während der „Kopf“ über die Verdichtung der Kommunikation durch Straßen und Medien in engem Kontakt zu dem sich bildenden Netzwerk von anderen urbanen „Köpfen“ stand.
Städte wurden begehrte Ziele für Angreifer, weil sie die Machtzentren und Schatzkammern einer Region waren. Die Stadtbewohner schützten sich durch immer stärkere und ausgeklügeltere Anlagen gegen mögliche Angriffe. Schon 3000 v. Chr. gab es recht ausgedehnte Städte. So umfaßte die Stadt Ur in dieser Zeit mit einer Schutzanlage bereits ein Gebiet von 100 Hektar. Im Zentrum der Stadt gab es weitere Festungsanlagen, darunter auch einen Turm zur Beobachtung der Umgebung (Ziggurat). Vor allem die Mauern wurden damit zu scharfen Markierungen der Grenze zwischen dem Innen und dem Außen und wiederholten damit die räumliche Aufteilung, die auch den umbauten Raum der Gebäude vom Draußen abgrenzte. Lange Zeit wuchsen die Mauern mit den Städten, die sich auch schon vor langer Zeit gelegentlich in Metropolen verwandelten. Über die von den Stadtmauern markierte Grenze ließen sich nicht nur Feinde abwehren, sie boten auch die Möglichkeit, alles Ein- und Ausgehende zu kontrollieren.

In den verdichteten Räumen der Städte lösen sich Traditionen und überkommene Lebensweisen auf, werden Innovationen schneller entwickelt und aufgenommen. Sie waren und sind noch immer Katalysatoren der sozialen, wissenschaftlichen und technischen Veränderung, in denen mit allen auch negativen Erscheinungen und Folgen das Neue entsteht. Städte waren und sind noch immer, auch wenn die virtuelle Metropole im Cyberspace einen Teil dieser Dynamik übernommen und abgelöst hat, *die* Motoren des Fortschritts. Hier prallt das Heterogene aufeinander, vertiefen sich die Widersprüche, bilden sich neue Allianzen und beschleunigen sich die Trends. Möglicherweise waren die alten Städte mit ihrem hoch verdichteten Raum und der Bildung von Massen auch eine Art sozialer Dampfdrucktöpfe, weil sie lange Zeit klar und deutlich von der Umgebung abgegrenzt und so deutlich identifizierbare, aber oft zum Bersten gespannte Entitäten waren. Die Mauer, die Haut, die Grenze schützte vor dem Außen und verdichtete das Innen, so daß sich Kettenreaktionen ausbilden kann oder eine Fluchtgeschwindigkeit von Prozessen entsteht, die sich vom Herkömmlichen lösen.
Die Kriegstechnik von den Kanonen bis hin zum Luftkrieg machte die Mauern anachronistisch, die Industrialisierung ließ die Städte überborden und führte schließlich, vorangetrieben durch die neuen Transport- und Kommunikationsmittel, zu teils riesigen urbanen Regionen. In diesen sind die alten Stadtstrukturen nur noch eingelagert, und man kann sich fragen, ob die Nivellierung der alten Gegensätze durch das Verschwimmen der Grenzen eine Ruralisierung der Städte oder eine Urbanisierung des Landes bewirkt. Mit den in ihr einstiges Umland ausfließenden Städten und den durch schnelle Transportmittel und Medien zusammenwachsenden Regionen verliert der herkömmliche Unterschied von Stadt und Land seine Schärfe und entstehen neue zusammenhängende Siedlungsgebilde mit dichten Kernen, Vororten, Gewerbegebieten, Dörfern, landwirtschaftlichen Flächen und anderen Gebieten. Joel Garreau hat diese Entwicklung noch immer aus dem Blick der Stadt mit dem Begriff „edge cities“ zu fassen versucht. Dieser Prozeß spielt sich nicht nur räumlich ab: Mit den schnellen Transportmitteln und Informations- und Kommunikationsmedien schwindet auch der Vorsprung, den die Städte durch ihre Konzentration des Raums, der Massen, des Verkehrs, der Waren, des Wissens, des Geldes etc. vor dem Land innehatten. Weiterhin von Städten oder Urbanisierung zu sprechen, wie dies auch hier geschieht, steht in der Gefahr, falsche Konnotationen mit „alten“ Stadtvorstellungen nach sich zu ziehen, die noch immer in unseren Köpfen vorherrschen. Allerdings

fehlen neue Begriffe, um die neuen, nur teilweise urbanen Siedlungsformationen wirklich zu kennzeichnen.
Auch wenn in manchen Teilen der Welt die Städte mit der aufgrund strenger Zuwanderungsbeschränkungen und sinkender Geburtsraten zurückgehenden Bevölkerung schrumpfen, wird die überwiegende Zahl der Menschen in der Zukunft in Städten beziehungsweise urbanen Regionen leben, in denen auch der größte Bevölkerungszuwachs stattfinden wird. Die Stadt wird zum Schicksal, der Planet und die Menschheit urbanisiert. Um 1800 lebten nur wenige Prozent der Menschen in Städten, um 1900 sollen es um die 14 Prozent der Weltbevölkerung gewesen sein. 1950 gab es 86 Städte mit einer Million Einwohner oder mehr, heute sind es mehr als 400.
Jetzt lebt bereits mehr als die Hälfte aller Menschen in Städten, in manchen Regionen wie in den Industrieländern sind dies schon 80 Prozent. Bis 2030 sind zwei Drittel aller Menschen Stadtbewohner. Noch immer wandert jeden Tag eine Million Menschen in Städte – oder in urbane Regionen. Jedes Jahr wächst so die urbane Bevölkerung hinsichtlich der Bevölkerungszahl um ein Land wie Frankreich oder in einer Größenordnung von mehreren Megacities an. Die weitere Urbanisierung findet fast ausschließlich in Ländern der Dritten Welt und in Brasilien, China und Indien statt. In diesen Ländern leben bereits etwa so viele Menschen in Städten wie insgesamt in Europa und in den USA. Und hier werden sich bis 2020 auch neun der zehn bevölkerungsreichsten Megacities befinden.

Die Stadt als Risiko

In einer zunehmend urbanisierten Welt wachsen mit den Städten auch die Risiken, zum Opfer von Katastrophen zu werden, gleich ob es sich um die Folgen von Terroranschlägen, Naturereignissen oder technischen Unfällen handelt. Nur mit großem Aufwand ließen sich Vorkehrungen vor manchen der Risiken treffen, die Städte betreffen können. Vor allem bei den schnell wachsenden Megacities mit über 10 Millionen Bewohnern oder urbanen Ballungsräumen in den Entwicklungsländern, in denen sich viele Menschen ungesteuert in Slums oder wilden Siedlungen niederlassen, wächst die Wahrscheinlichkeit, daß sich schwere Katastrophen ereignen können. Als 1984 durch eine Explosion in einem chemischen Werk des US-Konzerns Union Carbide 40 Tonnen hochgiftige Gase (Methylisocyanat) die indische Millionenstadt Bhopal und vor allem die

nahe gelegenen armen Stadtviertel überzogen, starben unmittelbar zwischen 5.000 und 7.000 Menschen, in der Folge weitere 15.000 bis 20.000 Menschen an diesem Unfall, der an einen kriegerischen Akt erinnert. Er macht vorstellbar, was geschehen könnte, wenn es sich nicht um einen Unfall handelt, sondern gezielt Anschläge mit chemischen Waffen auf Städte ausgeführt würden. Auch 20 Jahre nach dem Unfall ist in Bhopal das Grundwasser noch kontaminiert, über 100.000 Menschen leiden an chronischen Erkrankungen.

Ein Jahrzehnt darauf ereilte eine andere Millionenstadt eine Katastrophe. Im Januar 1995 richtete ein Erdbeben der Stärke 7 auf der Richterskala in der japanischen Stadt Kobe gewaltige Schäden an. Über 6.000 Menschen starben, der volkswirtschaftliche Schaden war enorm. Hätte ein solches Erdbeben direkt eine Megacity wie Tokio, Mumbai, Mexiko-Stadt oder Los Angeles getroffen, dann wären die Schäden weitaus größer gewesen. Noch sind solche großen urbanen Katastrophen, verursacht durch Unfälle oder Terroranschläge, selten. Naturkatastrophen überwiegen – trotz Tschernobyl, Vesevo und anderen Industrieunfällen – bei weitem, allen voran verheerende Stürme und Hochwasser. Sie sind die häufigsten Ursachen von Schäden durch Naturereignisse, wie Wolfgang Kron von der Münchner Rück berichtet: „Rund ein Drittel aller Schadenereignisse und ein Drittel der volkswirtschaftlichen Schäden sind weltweit auf die Folgen von Hochwasser zurückzuführen; fast die Hälfte aller Menschen, die in den vergangenen Jahrzehnten bei Naturkatastrophen getötet wurden, waren Hochwasseropfer.“ Überschwemmungskatastrophen und die von ihnen verursachten Schäden hätten in den letzten Jahrzehnten erheblich zugenommen. Bei der Münchner Rück geht man davon aus, daß man aufgrund der Klimaveränderung, des Bevölkerungswachstums und mangelnder Vorsorge durch Bebauung gefährdeter Gebiete vermehrt mit der Zunahme solcher Katastrophen rechnen müsse, was bereits die ersten Jahre des neuen Jahrhunderts gezeigt hätten. Und in dem Anfang 2005 veröffentlichten Bericht *Megastädte – Megarisiken: Trends und Herausforderungen für Versicherung und Risikomanagement* macht die Münchner Rück darauf aufmerksam, daß von diesen Risiken zunehmend auch die großen Städte betroffen sein werden: „Megastädte sind allen klassischen Gefahren ausgesetzt, aber sie sind überproportional exponiert und angreifbar. Sie schaffen Risiken neuer Dimension – Megarisiken. Tsunamis zum Beispiel könnten auch Ballungsräume im Küstenbereich gefährden. Tokio und Miami etwa liegen in hoch erdbeben- beziehungsweise hurrikangefährdeten Gebieten.“

Gefahren treten auch dann auf, wenn es durch den Klimawandel eigentlich weniger regnet, dafür aber die Niederschläge kürzer und heftiger ausfallen und so Überschwemmungen auslösen, wie sie auch in Deutschland aufgetreten sind. Da große Städte mit weitflächig überbautem Boden und ihrer größeren Abgabe von Hitze sich sozusagen eine eigene Klimaglocke schaffen, können dadurch auch Unwetterschäden verstärkt werden, wie die Versicherungsgesellschaft erklärt: „Besonders über dicht bebauten Stadtgebieten – also Gebieten mit hoher Wertedichte – können sich durch die verstärkte Konvektion lokale Unwetter manchmal geradezu explosionsartig entladen und extreme Niederschlagsintensitäten auslösen. Diese sind oft verbunden mit hohen Blitzdichten, Hagelschlag und orkanartigen Böen, manchmal bis hin zu Tornados. Wegen des hohen Versiegelungsgrads in urbanen Gebieten strömt der Starkregen direkt zu den städtischen Entwässerungssystemen, die dafür nicht ausgelegt sind, so daß Unterführungen, Keller und manchmal auch U-Bahn-Schächte mit Wasser vollaufen.“ Tokio (35 Millionen Einwohner) erstreckt sich beispielsweise über eine Fläche von 13.000 Quadratkilometern, Los Angeles gar über 14.000 Quadratkilometer, obgleich hier mit 16 Millionen Einwohnern nicht einmal halb so viele Menschen leben. Begreift man das Ruhrgebiet (11 Millionen Bewohner) als urbanen Ballungsraum, so überzieht dieser auch fast 10.000 Quadratkilometer und ist damit größer als die Fläche, die Megacities wie Mumbai (20 Millionen), São Paulo (20 Millionen) oder Mexiko-Stadt (22 Millionen) bedecken, deren Stadtgebiet nur zwischen 4.000 und 5.000 Quadratkilometer umfaßt.

In schneller Folge sind 2005 Städte zu Opfern von Naturkatastrophen geworden. Eingeleitet wurde die Serie vom Tsunami in Südostasien, der mit unterschiedlicher Kraft der Verwüstung die Küstenregionen in Sri Lanka, Indien, Bangladesch, Burma, Thailand und Indonesien betroffen hat und auch geographisch bereits eine internationale Katastrophe war. In dem von von Cordt Schnibben herausgegebenen Buch *Tsunami – Geschichte eines Weltbebens* (München, 2005) wurde gar von einem „Weltbeben“ gesprochen, vielfach galt sie als „Jahrhundert-Katastrophe“, wobei diese quantitative Einstufung auf einer durchaus ambivalent zu verstehenden Hit-Liste schon auf die Erwartung einer weiteren Steigerung hinweist. Trotz der hohen Opferzahlen von vermutlich über 200.000 Toten sowie von Millionen Obdachlosen blieben die großen Städte weitgehend verschont. In der Erinnerung aber dürften bei vielen die Bilder der Städte besonders auf Sumatra wie Banda Aceh geblieben sein. Die Stadt mit mehr als 300.000 Einwohnern war von der Flutwelle auf einen

Schlag zu großen Teilen einfach von der Landkarte gelöscht worden. Symbolisch sah man auf einer freigeräumten Ebene, auf der zuvor noch ein Stadtviertel war, nur noch den Turm einer Moschee, der den Fluten widerstanden hatte. Ansonsten war die weitgehend zerstörte Stadt voller Trümmer, Unrat und Leichen, dazwischen irrten Überlebende herum. Apokalyptische Bilder für die Menschen in den Wohlstandsfestungen wohl auch deswegen, weil sie nicht nur mehr oder weniger live die Bilder des Schreckens über das Fernsehen und das Internet ins Haus geliefert bekamen, sondern auch, weil viele die Region als „Urlaubsparadies" kannten, über dessen Idylle nun die Katastrophe hereingebrochen war. Auch wenn zuvor schon Entführungen und Anschläge von Terroristen Touristen und ihren Urlaubsorten in Bali, Tunesien, Kenia oder Ägypten galten, war dieser „Terrorangriff der Natur" auf die Zufluchtsstätten der Menschen aus den reichen Ländern doch ein Einschnitt und auch eine Erinnerung daran, daß Naturkatastrophen, darin Terroranschlägen ähnelnd, sich immer und überall plötzlich ereignen können, daß es keine sicheren Orte und Regionen auf der Welt gibt – und natürlich, daß die Orte, die am dichtesten bevölkert sind, von Katastrophen am schlimmsten betroffen sein können, während sie zugleich die begehrtesten Terrorziele sind.

Der Tsunami in Südostasien brachte ein Ereignis wieder in Erinnerung, das wie wenige andere sonst die Geschichte der Moderne skandiert und geprägt hat. Wie in Südostasien folgte auch dem Erdbeben von Lissabon, der damals viertgrößten europäischen Metropole, am 1. November 1755 eine gewaltige Flutwelle, die einen Großteil der Stadt und der übrigen Siedlungen an der Küste zerstörte. 60.000 Menschen, manche sagen auch 100.000, sind vor allem durch die Flutwelle getötet worden, die eine Höhe zwischen 6 und 20 Meter erreicht haben soll. Sie hat viele tausend Menschen in den Tod gerissen, die zunächst vor dem Erdbeben aus der Stadt an den Tejo geflüchtet waren. Was Erdbeben und Flutwelle nicht zerstörten, sollte das Feuer vernichten, das eine Woche lang in der Stadt wütete. Lissabon war eine große Stadt in einem kleinen Land am Rande Europas, dank der Ausbeutung Lateinamerikas und des Welthandels eine blühende und reiche Handelsmetropole, die plötzlich nicht mehr existierte.

Man lernte damals schnell, schaffte offenbar ein gutes Katastrophenmanagement und begann damit, den Schutt zu beseitigen und das neue Lissabon aufzubauen, während die Katastrophe den Grundstein für die Seismologie legte, für die Wissenschaft der geologischen Katastrophen.

Es dauerte lange, bis sich die Nachricht über die zerstörte Stadt herumsprach; heute ist das nur noch eine Frage von Minuten. Von den 250.000 Einwohnern kostete das Erdbeben von Lissabon zwischen 50.000 und 100.000 Menschen das Leben. Schäden durch zusammenstürzende Gebäude sowie durch die Flutwelle gab es auch an der Algarve und in Spanien. Bemerkt wurde das Beben fast in ganz Europa, die Flutwelle konnte angeblich sogar noch in Südamerika oder in Finnland wahrgenommen werden. Den einen galt die Katastrophe als ein göttliches Strafgericht, das wieder einmal ein Babylon ereilt hat; für die Rationalisten unter den Aufklärern war es vor allem eine geistige Erschütterung. In die beste aller möglichen Welten, der Theodizee der Aufklärung, die mit dem Glauben an die ehernen Gesetze der Natur und den kontinuierlichen Fortschritt des Geistes verbunden war, mußten nun Katastrophen eingebaut werden. Das schmälerte einerseits die der Vernunft zugeschriebene, auf fest gefügten natürlichen Ordnungen ruhende Kraft, eröffnete aber andererseits mit der Abwendung von der Gewißheit und dem Immerwährenden zur Berechnung des Wahrscheinlichen auch den Vorstellungshorizont von einer kreativen Destruktion, einer Ästhetik des Erhabenen und eines sozialen Bebens, einer gesellschaftlichen Revolution, die schließlich auch zum Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung führte.

Die Natur hatte sich zurückgemeldet, bedrohte die Fundamente der Vernunftarchitektur und betraf nicht mehr nur die Menschen auf dem Land, sondern eben auch die in den naturfernen, künstlichen urbanen Welten, die trotz aller, von den modernen Medien nur verstärkten mentalen Attraktionen durch reale und vorgestellte Katastrophen im immer kurzen Gedächtnis vor den Naturgewalten sicher zu sein schienen. Die Angstlust am Untergang hatte sich allerdings schon seit dem Aufkommen von Städten mit diesen verbunden, weil deren Zerstörung real und in der Vorstellung durch Naturkatastrophen, von Gott oder Menschenhand verursacht beeindruckende Spektakel bot: Atlantis, Babylon, Sodom und Gomorrha, Troja sind nur einige der mythischen Vorbilder für die zugleich imposanten und riskanten räumlich verdichteten Stadtgebilde, die das Land beherrschten und sich mit mächtigen Mauern schützten, hinter denen sich eine neue Kultur mit einer außerordentlichen Dynamik und einer künstlichen Wirklichkeit herausbildeten.

Man konnte nicht mehr davon ausgehen, daß der Fortschritt einfach immer so weiter geht, daß die Natur ein von Technik und Wissenschaft irgendwann endgültig gezähmtes Objekt sein werde. Seitdem ist das Wissen um die Unvermeidbarkeit von Naturkatastrophen größer geworden.

Aber es hat sich, zumindest in den reichen Ländern, mit den permanenten Warnungen vor neuen Epidemien, gigantischen Flutwellen, Vulkanausbrüchen, Erdbeben, die Megacities bedrohen, möglichen Einschlägen von Asteroiden und all den Folgen, die mit dem Umbau der Ökosysteme, der wachsenden Weltbevölkerung und einer Klimaerwärmung einhergehen können, wieder ein trügerisches Gefühl von Sicherheit eingestellt, das mit Beginn des 21. Jahrhunderts nun Schlag auf Schlag zu erodieren scheint. Eingeleitet von den Anschlägen vom 11. September und den Szenarien der Bedrohung durch Massenvernichtungswaffen, die – wie im Kalten Krieg die Atombombe – vornehmlich auf die räumlich verdichteten Städte gerichtet sind, über den Tsunami von Südostasien, drohende Grippeepidemien, das Erdbeben, das weite Teile von Kaschmir betraf, auch zahlreiche Städte, aber keine Megacities, bis hin zu den Orkanen, die 2005 in gehäufter Folge über die Karibik, Mittelamerika und die USA zogen und in den USA auch wieder die Verletzlichkeit moderner Gesellschaften vor Augen führte.

Die Schäden, die der Hurrikan Katrina in New Orleans verursacht hat, waren vorhersehbar. Nicht vorhergesehen wurden jedoch die Folgen, die in einer Gesellschaft entstehen, die nicht nur tief sozial und ethnisch geteilt ist, sondern in der sich der Staat auch aufgrund der damit verbundenen Ideologie der Eigenverantwortung weit aus der systematischen Vorsorge für seine Bürger zurückgezogen hat und eher schlecht als recht Nothilfe organisiert – vergleichbar den Spenden von Privatpersonen oder Unternehmen, die zwar Hilfe leisten, aber strukturell nichts verändern und mit deren Geldern nicht gerechnet werden kann. Die Flutwelle zog so plötzlich die Decke über einer Stadt weg und gab den Medien und damit der Öffentlichkeit den Blick auf die meist vergessenen Stadtviertel und ihre verarmte Bevölkerung frei. Wer konnte, floh. Wer nicht über finanziellen Mittel und kein Auto verfügte, blieb zurück. Aus dem Sturm und der Flut tauchten schließlich die Menschen auf, die in der Wirtschaft und Gesellschaft keinen Platz finden, und dazu die Orte, die normalerweise weder die wohlhabenderen Bewohner noch gar Touristen betreten. Viele der Bewohner kamen aus diesen armen Vierteln oder Ghettos mit den schlechten Adressen und den verbauten Aussichten kaum jemals heraus.

Wie in New Orleans fallen in den urbanen Druckkesseln schnell die Hemmschwellen, bricht Gewalt und Zerstörungswut aus und kommt es zu Plünderungen. New Orleans aber ist eine relativ kleine Stadt in einem reichen Land. Trotz vieler Probleme und einer viel zu spät einsetzen-

den staatlichen Katastrophenhilfe wurden schließlich Hunderttausende Obdachlose, die zeitweise oder auf Dauer nicht mehr in ihre Häuser und Wohnungen zurückkonnten, woanders untergebracht. Dazu kamen die Menschen, die ihre Arbeit oder ihre Geschäfte verloren haben. Bei einer Megacity hingegen hätten Millionen auf einen Schlag fortgebracht und versorgt werden müssen. Kaum vorstellbar, wie dies je geschehen soll. Aber die Möglichkeit ist durchaus konkret. Schon jetzt leben 100 Millionen Menschen beispielsweise in Gebieten, die unter dem Meeresspiegel liegen oder überflutet werden können. Darunter eben auch Megacities, in die immer mehr Menschen strömen und deren Slums besonders bedroht sind. Steigt aufgrund der Klimaerwärmung, wie befürchtet, der Meeresspiegel an und nehmen die Stürme an Zahl und Heftigkeit zu, muß man mit einer großen Katastrophe rechnen. Werden dann zig Millionen zu „Umweltflüchtlingen", wie eine neue, von der UNO geprägte Kategorie heißt, so dürften, abhängig vom Ort der Flutkatastrophe, die Probleme der großen Städte mit einem abrupt anschwellenden Strom von Migranten noch einmal drastisch anwachsen. Auch die langsam voranschreitende Umweltzerstörung wird dazu führen, daß die Migrantenströme vor allem in die Städte noch einmal anwachsen. Die UNO befürchtet, daß in den nächsten Jahrzehnten durch die Klimaerwärmung, aber auch durch Raubbau, Bevölkerungszunahme und als Folge der Globalisierung bis zu 30 Prozent der Landflächen zu Wüsten werden können. Das drängt die Menschen noch weiter als bisher zusammen und intensiviert den Druck auf das Land und das Wachstum der Städte.
Nach Angaben der UNO hat sich beispielsweise die Bevölkerung von Sana'a, der Hauptstadt Jemens, seit 1972 alle sechs Jahre verdoppelt. Nun liegt sie bei etwa 900.000, aber das Grundwasser sinkt jährlich um sechs Meter. 2010 wird es erschöpft sein. Aber auch andere Veränderungen vollziehen sich mit großer Geschwindigkeit. Die Wüste Gobi in China vergrößert sich jedes Jahr um 10.000 Quadratkilometer. Die von ihr ausgehenden Sandstürme reichen bis Korea oder Japan. Die Wüste schiebt sich auch in den nordafrikanischen Ländern wie Marokko oder Algerien immer weiter vor. In Ägypten ist die Hälfte des bewässerten Landes bereits versalzen. Auch in den USA gibt es dramatische Veränderungen. So verliert Louisiana jährlich 65 Quadratkilometer Land an das Meer. In Europa wird im Mittelmeerraum der Wassermangel in den nächsten Jahrzehnten steigen. Durch Trockenheit, Waldbrände, Erosion sowie eine falsch betriebene Land- und Forstwirtschaft und intensiver Bewässerung droht mindestens ein Drittel Spaniens zur Wüste zu wer-

den. Schon jetzt leidet die iberische Halbinsel unter einer extremen Trokkenheit und Hitze. Wenn es weniger schneit, werden auch im Mittelmeerraum die Flüsse im Sommer weniger Wasser führen und wird das Grundwasser absinken.

New Orleans als Opfer von Katrina ist nicht vergleichbar mit anderen Städten, aber es ist dennoch ein weiteres Beispiel dafür, mit welchen Risiken die urbanisierte Gesellschaft in Zukunft mit steigendem Meeresspiegel und häufigeren Stürmen zu rechnen hat. In Zukunft muß damit gerechnet werden, daß Katastrophen wie beim Tsunami Ende 2004 weitaus größer ausfallen werden, wenn viele Millionen Menschen gleichzeitig zu Opfern werden, fliehen oder evakuiert werden müssen. Eine Massenkatastrophe, die eine Metropole und damit Millionen Menschen auf engstem Raum betrifft, wäre kaum zu bewältigen. Bei dem „Test" durch Katrina, vier Jahre nach dem 11. September, wurde die Frage gestellt, ob die amerikanische Gesellschaft auf eine große Katastrophe vorbereitet ist. Die Regierung im reichsten Land der Erde hat versagt. Die vom Orkan verursachten Schäden waren vermutlich schwerer, als dies bei kurzfristig vorhersehbaren Terroranschlägen der Fall wäre, selbst wenn schmutzige Bomben oder chemische Waffen verwendet würden. Aber man hatte sich tagelang vorbereiten können, was bei einem Terroranschlag nicht möglich ist.

Nach dem Hurrikan standen in New Orleans große Teile unter Wasser. Die Bilder aus der überschwemmten Stadt erweckten bei Kommentatoren nicht nur Eindrücke, wie sie bei Katastrophen in Dritte-Welt-Ländern entstehen, sondern auch solche, die an apokalyptische Filmbilder erinnerten. Menschen saßen auf Dächern, Leichen trieben im Wasser, Plünderer holten, was sie finden konnten, Gewalt brach aus, die Vertreter der staatlichen Macht und Ordnung waren hilflos oder zeigten sich in manchen Vierteln zunächst gar nicht. Die Reichen und die Menschen aus der Mittelklasse waren aus der Stadt geflohen, die nicht überfluteten Teile der Stadt, in denen die Wohlhabenden leben, wurden aus der Luft und auf dem Land versorgt, Besitz und das Leben durch private Sicherheitskräfte geschützt. Schwer bewaffnete Polizisten und Soldaten beherrschten tagelang das Stadtbild. Die untergetauchte Stadt war zu einem gefährlichen Terrain geworden. Auch wenn nach Tagen des Chaos schließlich Polizei und Nationalgarde für Ordnung sorgten, war die Stadt dort, wo sie überflutet war, zu einer mitunter gefährlichen Müllkippe geworden. Das ist die andere Seite auch von reichen Städten und Stadtvierteln, in deren Infrastruktur, Gebäuden und Fabriken, Materialien und Waren potenti-

elle Schadstoffe lauern. In einer Stadt wird nicht mehr Gebrauchtes oder Überschüssiges normalerweise kontinuierlich hinausgeschafft. Der Müll landet in Deponien, wird verbrannt oder bestenfalls recycelt. Im Falle einer Katastrophe zeigt sich die technische Zivilisation hingegen als Produzent von riesigen Mengen riskanten Mülls. In New Orleans handelte es sich um Millionen von Kubikmetern von Abfall, der langwierige Probleme der Entsorgung schafft, sollten die vermüllten Stadtteile je wieder benutzt werden.

Das Wasser war zunächst wie nach einem Angriff mit biologischen Waffen mit Krankheitskeimen und wie nach einem Anschlag mit chemischen Waffen mit Öl, Schwermetallen, Herbiziden und anderen gefährlichen Rückständen verseucht. Das wäre auch in jeder anderen Stadt so. Einige starben an Krankheiten, die durch das verseuchte Wasser verursacht wurden. Schiffe, Autos, Tanks, Rasenmäher und andere Maschinen hatten gewaltige Mengen an Öl ins Wasser abgegeben. Dazu kam Öl aus überfluteten Raffinerien und beschädigten Ölbohrtürmen. Aus den überfluteten oder zerstörten Häusern dürfte sich eine Flut von Reinigungsmitteln, Farben, Asbest, Batterien und elektronischen Geräten stammenden Schadstoffen über das Land und im Wasser verbreitet haben. Dazu kamen gefährliche Substanzen aus Mülldeponien und von Industrieanlagen. Die *DeLisle*-Fabrik von DuPont, dem zweitgrößten Hersteller von Titanium-Dioxid in den USA, wurde überflutet. Die Fabrik hinterläßt jährlich 7.000 Tonnen Giftabfall, der teilweise in Müllplätzen gelagert wird, die mit der Flut ihre Inhalte preisgaben. Lois Gibbs, Direktor des *Center for Health, Environment and Justice*, fragte einige Tage nach der Flut: „Die ganze Stadt ist jetzt eine gefährliche Müllhalde. Wie säubern wir eine ganze Stadt, eine ganze Region?“

Anfang November 2005 waren wieder zwischen 60.000 und 100.000 Menschen in die Stadt zurückgekehrt, aber es handelte sich weitgehend um Weiße und Menschen aus dem Mittelstand. Damit hatte sich zumindest vorerst die Bevölkerungsstruktur radikal verändert, denn vor der Flut waren zwei Drittel der Bewohner schwarz. Das French Quarter und die höher gelegenen reicheren Viertel waren schnell wieder zugänglich, aber der Großteil der Stadt war zwei Monate nach der Katastrophe noch vermüllt und ohne Strom. 80 Prozent der geflüchteten und evakuierten Menschen, in der Mehrzahl Schwarze, lebten noch Monate darauf in Hotels, in neuen Wohnungen oder in Wohnwagen. Viele werden nicht mehr zurückgehen können, viele wollen auch gar nicht mehr. Ob New Orleans wieder einmal eine größere Stadt werden oder vielleicht nur

ein kleinerer Touristenort mit weitgehend weißer Bevölkerung bleiben wird, ließ sich selbst im Januar 2006 noch nicht sagen. Allerdings war das ehemalige New Orleans wegen der hohen Armut auch eine gefährliche Stadt gewesen. Jährlich gab es hier 72 Morde auf 100.000 Einwohner, in New York sind es zum Vergleich sieben. In New Orleans soll es, wie es in Zeitungsberichten hieß, Tausende von Kriminellen, Drogenhändler und Gangs gegeben haben. Sie seien mit den Einwohnern geflüchtet und bislang nicht wiedergekommen. Nach der Flut und mit dem Auszug der Armen und Überflüssigen sei, so der Polizeichef Warren J. Riley Ende Dezember 2005, zu einer der sichersten Städte in den USA geworden. New Orleans wurde durch den Hurrikan zu einer überschaubaren Kleinstadt.

New Orleans demonstrierte, daß der Terrorismus gegenüber dem, was Naturkatastrophen anrichten können, ein vergleichsweise kleines Problem ist. Die Bilder von der zeitweise untergegangenen Stadt wiesen aber auch auf die Hilflosigkeit eines Staates hin, der ungeheure Ressourcen in die Abwehr der von Terroristen ausgehenden Gefahr für das Land steckte und dann plötzlich hilflos und wie gelähmt dasteht, wenn die Bedrohung aus einer unvermuteten Richtung kommt.

Wenn sich nicht gerade eine Katastrophe ereignet hat, werden in einer vom medialen Kurzzeitgedächtnis beherrschten Gesellschaft Ressourcen von den die Medien und die kollektive Aufmerksamkeit weniger ansprechenden Aufgaben abgezogen. Verbesserungen der Infrastruktur, Schutz vor Naturkatastrophen oder Sicherung der gesellschaftlichen Solidarität oder des sozialen Friedens durch den Umbau der Städte und Sozialprogramme liefern keine aufregenden Bilder. Und selbst wenn eine Naturkatastrophe geschieht, wird sie zwar kurz „prominent“ und wirkt verstörend, aber verliert schnell – abgesehen von den unmittelbar Betroffenen – an Aufmerksamkeit, da es ein Geschehen ohne Täter ist, auch wenn es im Hinblick auf die Gefahrenabwehr Verantwortliche für das Nichtstun gibt. Aber Nachlässigkeit ist eben etwas anderes als mörderische Absicht.

Die absehbare Naturkatastrophe in Form des Hurrikans Katrina hat in den USA, deren System ganz auf Terrorabwehr und -bekämpfung ausgerichtet war, die Dimensionen wieder zurechtgerückt. Deutlich wurde, daß – bislang wenigstens – der real existierende Terrorismus gegenüber den Gefahren verblaßt, die von Naturkatastrophen ausgehen. Hier aber sind militärische Strategien ebenso wenig gefragt wie PsyOp-Inszenierungen, das populistische Drama von Guten und Bösen verfängt ebenso